

### 3.2 The commercial expansionist

Die Verwissenschaftlichung der Landwirtschaft war keineswegs ein Selbstläufer. Darauf hätte auch Crèveœurs Briefpartner Thomas Jefferson stoßen müssen. Zur Erinnerung: Seine Liebe galt dem naturbelassenen Ackermann. »Jene, die den Boden bearbeiten«, preist er seine schollenfixierten Landsleute,

»sind Gottes auserwähltes Volk, so er je sich eines ausgesucht hat, das für ihn die echte Tugend bewahren soll. Dieses Volk hütet jene heilige Flamme, die andernfalls vom Erdboden verschwinden würde.« (Jefferson 1975: 219)

Was streng genommen darauf hinausläuft, dass Fortschritt Gotteslästerung ist.

So weit geht Jefferson nicht; immerhin gefällt es ihm, Moderne und Moral konsequent gegeneinander auszuspielen: Die Zahl, der im (später so bezeichneten) industriellen Sektor Beschäftigten sei grundsätzlich ein guter Gradmesser – »a good enough barometer« – für das Ausmaß des allgemeinen Sittenverfalls. Dass es die Europäer dahin haben kommen lassen, gehe freilich nicht ausschließlich auf Blindheit oder Blasphemie zurück, sondern spiegele auch eine fatale Zwangslage wider: Anders hätten ihre Nationalökonomien die überzähligen Menschen noch weniger ernähren können. Jefferson kannte Malthus und dessen düstere Prognose, dass der Bodenertrag unweigerlich langsamer wachse als die Bevölkerung – deren trauriges Schicksal es deswegen sei, auf alle Zeiten mit Hunger und Armut leben zu müssen (McCoy 1980). Für Amerika wollte er diese Schwarzmalerei indes nicht gelten lassen.

Denn Jeffersons Amerikaner hatten es besser, ihres war ein weites Land, das noch auf lange Zeit *jedermann* die Chance bieten würde, sein Brot an- und bodenständig zu verdienen: als Bauer sowieso, aber auch in komplementären Berufen: »Schreiner, Maurer, Schmiede braucht die Landwirtschaft«. Was darüber hinaus für »die allgemeine Industrieproduktion« benötigt würde, das solle man lieber von »Europas Werkstätten« beziehen: »Es ist besser«, rechnet Jefferson vor,

»wir schaffen unsere Vorräte und Materialien zu den Arbeitern dort-hin, als dass wir den umgekehrten Weg gehen. Der Verlust, der uns dadurch entsteht, dass wir die Fertigprodukte importieren, wird durch den Gewinn an Glück und politischer Stabilität aufgewogen.« (Jefferson 1975: 217)

Für Jefferson gibt es noch einen zweiten Grund, sich von der Welt da draußen fernzuhalten: Wer dort mitmischen will, wird unweigerlich in kriegerische Händel verwickelt. Um, meint er, »die Wahrscheinlichkeit, Kriege führen zu müssen, möglichst gering zu halten«, sei es besser, »das Meer ganz den anderen Nationen zu überlassen«. Man solle die innere Freiheit und den äußeren Frieden nicht des trügerischen Fortschritts wegen aufs Spiel setzen.

Der Sinneswandel ist schnell eingetreten. Am 15. Januar 1787 informiert Thomas Jefferson (damals Amerikas Gesandter in Paris) Crèvecoeur (inzwischen französischer Konsul in New York) von einem öffentlichen Ärgernis: »Heute morgen steht in der Zeitung, dass man uns eine weitere Erfindung stiehlt und den Engländern zuschanzt.« Gegenstand des »Raubes« war die Methode, Holzräder aus einem Stück herzustellen. Der Profiteur »hat dafür ein Patent erhalten und damit ein Vermögen gemacht«. Tatsächlich sei diese Technik bei den Farmern New Jerseys schon längst in Verwendung, und das Mindeste, was man tun müsse, sei, ihnen die gebührende Anerkennung zu erweisen.<sup>3</sup>

Ehre (»honour«) und Geld (»fortune«) standen auf dem Spiel. Das war eine überraschende Sprache mit zwei unbekannten Motiven. Jefferson hatte offenbar mitbekommen, dass sich die Moderne auszahlt – ideell wie materiell, hier in Gestalt des doppelten Erfinderlohns. Allerdings ist ihm dieses Licht nicht erst anlässlich der Holzrad-Lappalie aufgegangen; er selbst hat am Paradigmenwechsel eifrig mitgewirkt. Von ihm stammt z.B. das für den Hausgebrauch entwickelte Konzept eines optimierten Pflugs; ansonsten haben auch Themen der Wetter-, Boden- und Pflanzenkunde seine wissenschaftliche Neugier geweckt. Allesamt hat er sie fleißig »beackert«, teils vor sich hin forschend, teils

---

<sup>3</sup> Thomas Jefferson an St. John de Crèvecoeur, 15.1. 1787.

in (brieflichem) Kontakt mit Gleichgesinnten, in- wie ausländischen (Albertone 2016, McEwan 1991, Oliver 1943).

Allgemeiner formuliert: Amerikas Agrarparadies war dabei, ausrangiert zu werden, Schritt für Schritt und, wie sich bald erweisen sollte, umso entschiedener, je stärker der Profit die Ehre in den Hintergrund gedrängt hat. Damals wurde »the entrepreneur as hero«<sup>4</sup> gezeugt, wenn auch noch nicht geboren.

Sollte Jefferson seine Komfortzone, die gottgesegnete Farm, verlassen haben, weil er ein verdeckter Modernisierer der ersten Stunde gewesen ist: *the ardent commercial expansionist* (Merril D. Petersen), dessen »Enthusiasmus für die Agrarökonomie von allem Anfang an den Kommerz miteingeschlossen hat« (Appleby 1992: 253)? Er selbst sieht seinen Part anders: als den eines Besserwissers, der klein beigeibt, weil er sonst befürchten müsste, vom Zeitgeist ausgespuckt zu werden. Denn: »All the world is becoming commercial«.<sup>5</sup> So oder so – der amerikanische Imperativ würde künftig lauten: Wir müssen mit aller Macht die (nachholende) Modernisierung betreiben, um ja nicht zu spät zu kommen.<sup>6</sup> Zwar habe man, insistiert Jefferson, recht daran getan, den Landsleuten Zeit zu geben, so dass sie über ein Glück *ohne* Kommerz nachdenken könnten. Doch damit sei jetzt Schluss – der kleine Mann erwärme sich mit solcher Geschwindigkeit für die Annehmlichkeiten des Fortschritts, dass man ihn nicht mehr auf Entzug setzen könne. Deswegen liege es in Amerikas »wohlverstandenem Interesse, ein möglichst großes Stück vom Welthandelskuchen zu ergattern«.<sup>7</sup>

»To share as large a portion as we can« – ein neues Gleichgewicht wird gar nicht erst anvisiert; stattdessen soll der amerikanische Anteil am heiß umkämpften Welthandel *maximiert* werden. Selbstredend waren damit Konflikte, auch gewaltsame, vorprogrammiert. Aber was soll's? Das Ideal einer Subsistenzwirtschaft, verkündet ein realpolitisch

<sup>4</sup> <https://core.ac.uk/download/pdf/6934915.pdf>

<sup>5</sup> Thomas Jefferson an George Washington, 15.3.1784; s. auch Miller (1942).

<sup>6</sup> Ein Jahrhundert später hat diese Motivlage Theodor Roosevelt veranlasst, einen wahren Kolonialisierungsfuror zu entfachen.

<sup>7</sup> Thomas Jefferson an George Washington, 15.3.1784.

geläuterter Jefferson, sei letztlich blasse Theorie gewesen, daher müssten Amerikas Politiker umdenken und kapieren, dass »es unsere Leute unwillkürlich zu Handel und Seefahrt drängt«. Wahre Volksvertreter würden daher alles unternehmen, um die Freiheit des Welthandels zu garantieren: »to throw open all the doors of commerce and to knock off its shackles« (Jefferson 1975: 226).

Andererseits, fährt Jefferson fort, stehe nicht zu erwarten, dass sich Europas Staaten diesen Expansionsgelüsten kampflos fügen würden – was zwangsläufig eine Provokationsspirale auslöse, an deren Ende dann auch gewaltsame Auseinandersetzungen stehen mögen: »wars must be sometimes our lot«. Das war nicht einfach so daher gesagt, sondern hat sich umgehend in detaillierten Kalkulationen niedergeschlagen: 1800 Schiffsgeschütze, 18 Linienschiffe, 12 Fregatten, 8 Mann pro Geschütz, macht unter dem Strich 2.304.000 Dollar pro Jahr für Unterhalt und Ausrüstung – das müsste reichen, um den Engländern Paroli bieten zu können (Jefferson 1975: 227). Damit waren die Weichen gestellt: Amerika würde *auf Dauer* einen Führer brauchen, der imstande wäre, Kriege zu »führen«.

Die politische Wende hin zu militanter Offenheit ist zeitlich mit der Absicht zusammengefallen, dem Gebilde Amerika eine politische *Verfassung* zu geben. Passende Muster oder einschlägige Erfahrungen gab es praktisch keine. Auch die penible Durchsicht aller möglichen (darunter England, Polen, Athen) oder unmöglichen (Uri, Schwyz, Unterwalden) Vorbilder ist erwartungsgemäß im Sande verlaufen (Adams 1787). Statt dessen haben situative Einflüsse den Ausschlag gegeben, eben auch und nicht zuletzt die ökonomisch begründete Aussicht, Kriege führen und finanzieren zu müssen.

So legt die schließlich verabschiedete Verfassung dem Präsidenten *eine Aufgabe ganz besonders ans Herz*: »He shall be Commander in Chief of the Army and Navy of the United States, and of the Militia of the several States, when called into the actual Service of the United States«. Dazu, hat man sich gedacht, würde nicht viel gehören: neben dem »Chef«, dessen Gedanken einige Schreiber festhalten würden, nur noch

ein embryonales Kabinett, mehrheitlich ebenfalls mit »militäraffinen« Aufgaben befasst (Äußeres, Finanzen, Krieg). Das war's.<sup>8</sup>

Ansonsten schien Amerika weiterhin das Refugium tüchtiger Bauern zu sein, die ihr Schicksal in eigene Hände nehmen. Wenn Jefferson von einer Sorge geplagt wurde, dann diese: dass seine Landsleute in der Wolle gefärbte Royalisten sein würden, die über sämtliche Schichten hinweg und wider alle Vernunft ihren König wiederhaben wollten. »Ich war bass erstaunt«, erinnert er sich, »wie stark man das royale Zeremoniell nachgeäfft hat, und noch stärker alarmiert, als mir bei verschiedenen Anlässen und in unterschiedlicher Gesellschaft eine Welle monarchistischer Sympathien entgegengeschlagen ist.« Diese Stimmung habe sich bis in hohe und höchste Kreise eingenistet – mit George Washington als rühmlicher, aber auch fast einziger Ausnahme.<sup>9</sup> Dass selbst die Lichtgestalt infiziert worden war, hat Jefferson übersehen oder vergessen.

---

8 <https://constitutioncenter.org/media/files/constitution.pdf>. Nicht vergessen darf man dabei die Einzelstaaten, in deren Verantwortung alles andere gelegen ist – was immer »alles« zu einem bestimmten Zeitpunkt bedeutet hat. Sie haben jedenfalls manche Lücken gefüllt, ohne dass dieser Beitrag ins Allgemeine Bewusstsein gedrungen oder auf wissenschaftliches Interesse gestoßen wäre. Ausnahmen bestätigen die Regel.

9 Thomas Jefferson an Martin van Buren, 29.6.1824.